

Lessings „Ringparabel“ – zur Tragfähigkeit eines Modells *

Hans Zirker

Die Aufgabe, einen Text zu erschließen, kann man so verstehen, dass man versucht, sich soweit wie möglich nur auf ihn selbst zu beschränken und ihn in seiner inneren Stimmigkeit (oder auch Widersprüchlichkeit) zu begreifen. Dann wird man wahrnehmen, wie er aus verschiedenen Elementen komponiert ist, dabei eine bestimmte Gestalt und Bedeutung gewonnen hat (linguistisch gesagt: man erhebt *syntaktische* und *semantische Strukturen*). Diese Arbeit ist notwendig, aber sie lässt noch eine Dimension außer Acht: die möglichen Beziehungen des Textes zu den Menschen, die ihn unter ihren bestimmten Voraussetzungen lesen oder hören, auf ihn zurückgreifen und sich auf ihn berufen, ihn hochschätzen oder beiseiteschieben. Erst wenn man dieses Verhältnis (die *pragmatische Dimension*) mitberücksichtigt, bekommt man das Gewicht des Textes voll in den Blick. Freilich bezieht man dann Aspekte mit ein, die nicht so einfach und auch nicht so exakt analysiert werden können wie die dem Text immanenten Strukturen. Die Frage heißt dann nämlich: Wie geht man mit dem entsprechenden Text um? Wofür hält man ihn? Wie nimmt man ihn auf? Was ein Text sagt, ist in dieser Hinsicht nicht ein für allemal und eindeutig fixiert; es gibt unter Umständen verschiedene Realisationen von Bedeutungen.

1. Die Ringparabel als Bildungsgut

Lessings „Nathan“ zählt uneingeschränkt zum Kanon der „klassischen“ Literatur, nicht nur im Sinn der „Klassik“ als Epoche deutscher Geistesgeschichte, sondern vor allem im Sinn der öffentlich maßgeblichen Hochschätzung – trotz der sozial begrenzten Bekanntheit des Stückes. Hier sieht sich das aufgeklärte Bewusstsein theatralisch-dramatisch zur Sprache gebracht. Die Ringparabel ist schlechthin der *Bildungstopos der religiösen Toleranz*. Dieser Text erscheint als herausragende Grenzmarke am Weg aus konfessionell beschränkter Selbstbehauptung und rivalisierender Konfrontation zu gelassenem Nebeneinander und friedfertiger Selbstbescheidung. Die Kreuzzüge und die innerchristlichen Glaubenskämpfe bleiben in der Ferne zurück.

Zusätzliches Gewicht erhielt „Nathan der Weise“ durch die barbarische Inhumanität des Nationalsozialismus. Im Kontrast zu dessen mörderisch vorurteilsbeladener Weltanschauung und Politik müssen die Überwindung der Gegensätze und die Schaffung einer ver-

* Gegenüber der Erstveröffentlichung in: Religionsunterricht an höheren Schulen (rhs) 24, 1981, 311–323, geringfügig geändert.

söhnten Menschheit, für die der Jude Nathan eintritt, als höchstes Ideal erscheinen. Wer dieses Ziel verkündet, kann mit der Zustimmung aller Gutgesinnten rechnen.

Damit hat unser Text heute ganz andere Aufnahmebedingungen als im 18. Jahrhundert. „Es ist Sitte geworden, bei der Woche der Brüderlichkeit und bei anderen ökumenischen Veranstaltungen Lessings Parabel von den drei Ringen hervorzuholen.“¹ Die erzählerische Belehrung hat nicht nur ihre ursprüngliche Anstößigkeit verloren, sie dient sogar der feierlichen moralischen Selbstbestätigung. Wo die Öffentlichkeit ursprünglich eine provokante *Herausforderung* hören musste, vernimmt sie nun einen Text, dem in erhabener *Übereinstimmung* alle Schärfe genommen ist. Auch wenn dies in einem elitären Raum geschieht und damit überhaupt noch nicht ausgemacht ist, wieweit die Konsequenzen dieses Textes faktisch eingelöst sind, so ist er doch weithin zu einem relativ harmlosen Bildungsgut herabgekommen (darin etwa der Erzählung Jesu vom barmherzigen Samariter vergleichbar)

2. Verlegenheiten

Für den Theologen muss die Ringparabel aus doppeltem Grund ein beunruhigender Text bleiben: Erstens ist die hier vertretene Einschätzung der Vielzahl von Religionen nach wie vor mit dem Selbstverständnis des Christentums unversöhnt. Zweitens ist jeder theologische Versuch, diese Versöhnung herzustellen, dem Verdacht ausgesetzt, es handle sich um ein fragwürdiges taktisches Unternehmen, das nur verlorenen Boden wiedergutmachen oder wenigstens nicht noch mehr verlieren will.

In diesem Sinne schrieb schon Lessing in einem Brief vom 2.8.1778 an Elise Reimarus: „den Spaß hoff ich noch selbst zu erleben, dass die meisten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verlust eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten.“²

Die Kluft zwischen der Ringparabel und dem dogmatischen Geltungsanspruch des Christentums erschien Lessing so groß, dass er jeden Ausgleich, ja sogar die theologische Zurückhaltung und Behutsamkeit argwöhnisch als ein vermutlich unredliches Verhalten ansah.

Seinem Bruder schrieb er dementsprechend am 7.11.1778: „Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freylich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen“.³

¹ Jakob J. Petuchowski, Die religiöse Grundlage des Pluralismus, in: Freiburger Rundbrief 29, 1977, Nr. 109/112, 33–36, hier 34.

² Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, hg. von Karl Lachmann, Bd. 18, Leipzig³ 1907, 281. Ebd. 293.

³ Ebd. 293.

Ähnlich – wenn auch aus entgegengesetzter Perspektive – hält es mehr als hundert Jahre später „Wetzer und Welte’s Kirchenlexikon“ – Vorgänger des „Lexikon für Theologie und Kirche“ – für unordentlich, wenn katholische Gelehrte Lessing „vielfach milde beurteilten und ihn mehr als Bekämpfer des Protestantismus denn als Bekämpfer des Christentums überhaupt betrachten“.⁴ „Lessings Weisheit“ erscheint hier vielmehr gerade als grundsätzlicher Widerpart des christlichen Glaubens: „Sie hat Tausende am positiven Christentum irre gemacht und mächtig zu dem Abfall mitgewirkt, an welchem das heutige Deutschland krank.“⁵ Lessing hat in dieser Sicht „dem völligsten Indifferentismus gehuldigt“ und „diesen schließlich in seinem ‚Nathan‘ als Religion der Zukunft“ verherrlicht.⁶

Ein solcher Blick in ein älteres theologisches Lexikon ist nicht nur von historischem Interesse. Die polemisch profilierte Konfrontation lässt deutlich fragen, wie diese Spannungen inzwischen ausgetragen oder vermindert sein sollen.

Entschieden wendet auf evangelischer Seite Karl Barth gegen Lessings Lehre der religiösen Toleranz ein: „Der hier Rat gibt, *steht* nicht auf dem Boden des lutherischen Offenbarungsglaubens, sondern aus bestimmten zufälligen Anlass und aus höherer Einsicht *stellt* er sich auf diesen Boden. Den bestimmten zufälligen Anlass dazu gibt ihm die Tatsache, dass er nun einmal auf dem Boden des lutherischen Christentums geboren ist.“⁷ Aber auf diese Weise sieht Barth dem Christentum keine Wahrheit eingeräumt, sondern lediglich eine „Chance“, dass es vielleicht „dem Telos der Geschichte am nächsten kommen“ könne.⁸

Damit haben wir hier wie beim vorigen Beispiel die nachdrückliche Konfrontation; aber dies ist auch für Lessing selbst die redlichere Folge seiner Lehre. Nach ihm steht *die Theologie in einer grundsätzlich zwiespältigen und ausweglosen Situation*: Bleibt sie aufrichtig und sich selbst treu, kann sie sich nicht zu denen schlagen, die sich durch ihre Vernunft leiten lassen – aber beide Seiten wären so wenigstens in der Lage, sich wechselseitig zu respektieren; versucht sie dagegen, sich aufgeklärt zu geben, so kann sie in Lessings Sicht nur zu einer billigen Halbheit gelangen – zu einer Anbiederung, bei der sie an Achtung verlieren muss. Auf keinem der beiden theologischen Wege ist es – nach Lessing jedenfalls – möglich, die Theologie in ein rechtes Verhältnis zum „gesunden Menschen-

⁴ Alexander Baumgartner, Artikel „Lessing“, in: Wetzer & Welte’s Kirchenlexikon, Bd. 7, Freiburg ²1891, 1832–1844, hier 1842.

⁵ Ebd. 1844

⁶ Ebd. 1834.

⁷ Karl Barth, Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert, Zürich ³1960, 232.

⁸ Ebd. 233.

verstand“ zu bringen, weil sie das eine Mal mit ihm „offenbar streitet“ und ihn das andere Mal „in Liebe bestechen möchte“.⁹

Unter diesen Voraussetzungen schafft Lessing „Nathan“ für alle, die sich gleichzeitig an öffentlichen Moral- und Bildungsstandards wie an theologischen Maßstäben orientieren wollen, ein erhebliches Dilemma. Für die Schule hieße dies etwa, dass im Deutschunterricht die Ringparabel mit einem weltanschaulichen Gewicht betrachtet wird, mit dem sich der Religionsunterricht schwertut – falls er nicht ausweicht.¹⁰

Ein weiteres Moment kompliziert noch zusätzlich die Verständigung über diesen Text: Während er einerseits dafür plädiert, weltanschauliche Absolutheitsansprüche, die faktisch doch nur partikuläre Anerkennung finden, zurückzunehmen und *sich mit relativen Geltungen zu bescheiden*, kann man sich andererseits diese aufgeklärte Position gerade wieder in dem *arroganten Gefühl geistiger Überlegenheit* zu eigen machen. Dann wird leichtfertig die Frage übergangen, ob sich die Parabel von den drei Ringen noch als „eine unter verschiedenen Interpretationen des Verhältnisses der Religionen zueinander“ begreifen lässt: „Wenn sie paradoxerweise als die einzig vertretbare gleichsam ‚dogmatisch‘ vorgetragen wird, kann auch sie, die so tolerant klingt und es auch sein will, das gegenseitige Verhältnis der Religionen belasten.“¹¹

Wer sich auf die Positionen Nathans einlässt, müsste also auch diese selbst einem menschenfreundlichen Wettstreit aussetzen können, falls sich nur eine respektable Konkurrenz einstellt. Allein unter dieser Voraussetzung proklamiert die Ringparabel ihre Herausforderung ernsthaft und kann nicht mit dem Hinweis darauf abgewiesen werden, dass sie ja schließlich auch nur auf einem partikulären Geltungsanspruch beruhe, also nur *eine* Glaubensüberzeugung neben vielen anderen zur Sprache bringe. Sie darf sich demnach nicht auf dieselbe Weise wie die mit ihr konkurrierenden dogmatischen Positionen als abschließende Antwort begreifen; und dennoch tritt sie diesen heute wie damals in unmittelbarer und scharfer Rivalität gegenüber. Dies schafft eine irritierende Verständigungssituation.

⁹ Brief an den Bruder Karl vom 20. 3. 1777, in: Bd. 18 (s. Anm. 2), 227. Vgl. dementsprechend die bescheidene Zufriedenheit Lessings, falls bei der Lektüre des „Nathan“ „unter tausend Lesern nur *Einer* daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt“ (Brief vom 18. 4. 1779, ebd. 314).

¹⁰ Eine kräftige Bestreitung der Ringparabel finden wir innerhalb der religionspädagogischen Literatur bei *Günther Glogner*, Zu Lessings Ringparabel, in: *EvErz* 14, 1962, 83–89. Er hält Lessing entgegen, „daß gar nicht erst darüber zu reden war, welches die richtige Religion sei, sondern darüber, was rechtes Glauben ist, – und das Fragen nach der richtigen Religion ist letztlich ein Ausweichen vor der Forderung, daß es gilt, recht zu glauben“ (88).

¹¹ *Heinz Robert Schlette*, Einführung in das Studium der Religionen, Freiburg 1971, 104.

3. Der dramatische und argumentative Aufbau

Bei der Ringparabel handelt es sich nicht um eine bloße weltanschauliche Äußerung, sondern um eine kunstvolle Erzählung innerhalb einer dramatischen Dichtung; deshalb muss auch ihr Sinn aus ihren poetischen Strukturen gewonnen werden. Eine Reduktion ihrer Bedeutung auf den theologischen „springenden Punkt“ darf dem Religionsunterricht nicht ausreichen. (Dies gilt um so mehr, als heute selbst bei den biblischen Gleichnissen mit Nachdruck betont wird, dass es zu wenig sei, nur nach einem Skopus oder dem tertium comparationis Ausschau zu halten.)

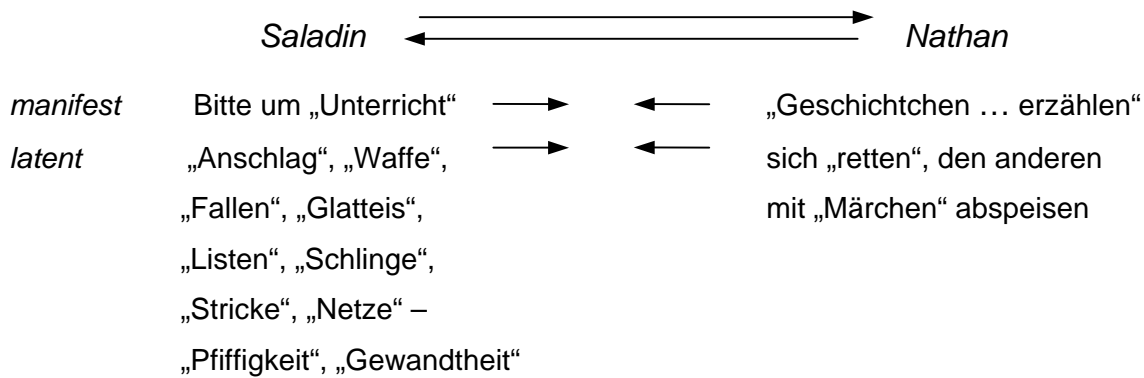
3.1 Die doppelbödige Ausgangssituation

Bei der szenischen Konstellation, in die die Ringparabel eingelassen ist, sind *zwei Ebenen* zu unterscheiden, eine *verdeckte* und eine *offene*: Eigentlich möchte der Sultan Saladin vom jüdischen Kaufmann Nathan Geld leihen; doch er befürchtet, dieser könne ihm den Kredit verweigern; deshalb versucht er ihn zunächst mit einer Fangfrage in Bedrängnis zu bringen: „Was für ein Glaube, was für ein Gesetz / Hat dir am meisten eingeleuchtet?“ (III. Aufzug, 5. Auftritt) Den Hinterhalt kann Saladin selbstverständlich nicht eingestehen; so gibt er vor, dass er allein vom Wunsch geleitet sei, an Nathans Weisheit teilzuhaben: „Ich heische deinen Unterricht ...“ (ebd.).

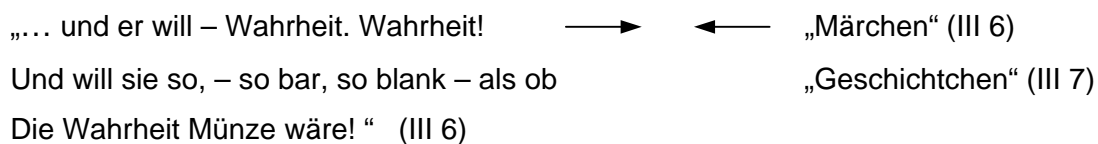
Dem Leser (bzw. dem Zuschauer) sind diese Doppelbödigkeit und intrigante Absicht durchsichtig; denn sie wurden ihm im vorausgehenden Gespräch zwischen Saladin und seiner Schwester Sittah aufgedeckt. Aber auch Nathan ahnt, dass die Situation nicht so schlicht ist, wie sie sich äußerlich darstellt. So sieht er sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, beiden Ebenen gleichzeitig gerecht zu werden, der von ihm argwöhnisch unterstellten Heimtücke und der ernsthaften Bitte um Belehrung. Er muss dabei dreierlei zusammenbringen:

- geschickte Taktik
- uneingeschränkte Wahrhaftigkeit
- stichhaltige Argumentation.

Nathan kann sich also nicht gleichermaßen wie Saladin auf zwei Ebenen unterschiedlich bewegen; aber er muss sich auf beiden Ebenen behaupten. Mit der Sprache dieser Szenen (II 4; III 5, 6 und 7) lässt sich das doppelbödige Wechselverhältnis skizzieren:



Deutlich liegt das ganze verbale Gewicht bei Saladins verdeckten Absichten; gleichermaßen deutlich ist aber auch, dass Nathan auf der manifesten wie auf der latenten Ebene denselben Weg einschlägt: einfach zu erzählen – und zwar unter dem Vorbehalt, dass man seine Geschichte nicht so gewichtig nehmen müsse wie eine endgültige und verbindlich Antwort. Von Nathans Taktik her bleibt die Erzählung zunächst etwas Vorläufiges – „eh' ich mich dir ganz anvertraue“ (III 7). Damit ergibt sich zwischen Saladin und Nathan noch eine weitere Opposition:



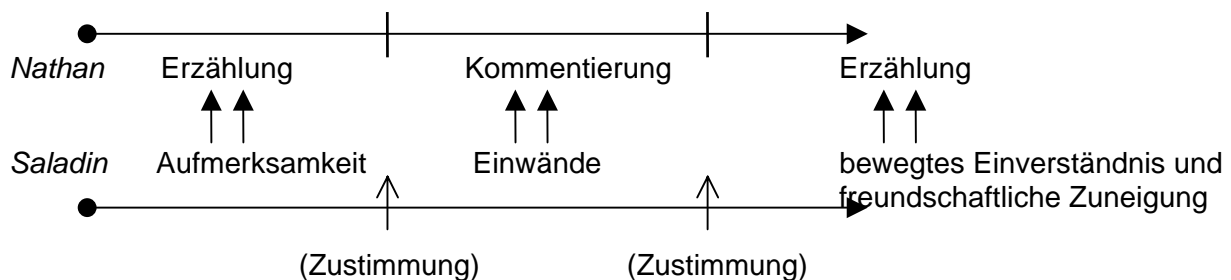
Diese verschiedenen Oppositionen der Ausgangssituation drängen zur nachfolgenden Verhandlung und möglichen Auflösung.

3.2 Erzählung und Interaktion

Auch in ihrem *Verlauf* ist die Ringparabel aufschlussreich gestaltet: Zunächst zeigt sich, dass sie keineswegs als kontinuierliche Geschichte angelegt ist; vielmehr wechseln *Erzählen und Besprechen* einander ab (etwa im quantitativen Verhältnis von zwei zu eins). Dies heißt zugleich: Neben der *epischen Distanz* („Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten ...“) gibt es die *beiläufigen Äußerungen* zur gegenwärtigen Rede („Ich versteh' dich. Weiter!“ – „Du hörst doch, Sultan?“ – Herrlich! Herrlich!“ usw.), vor allem aber die *ausführlichen Kommentierung* der Geschichte durch Nathan. Dabei ist diese Erläuterung, die allegorisch die Ringe mit den Religionen identifiziert, bezeichnenderweise nicht am Ende untergebracht, sondern in die Mitte der Erzählung eingeschoben. Somit bleibt noch hinreichend Raum, dass Saladin selbst mit geschärftem Sinn auf die Stimmigkeit der Fortsetzung achtet und durch seine zunehmende emotionale Beteiligung seine innere Betroffenheit bekundet. Dass die Ringparabel eine Lehrgeschichte ist, soll sich nicht erst am *Ergebnis* erweisen, sondern bereits im *Verlauf*. Der Lehre kommt in dem Maße Wert zu, in dem sie den Lernenden fortschreitend ergreift. Die endgültige Interpretation der Ringpara-

bel erfolgt dementsprechend nicht schon durch die allegorisierend Auslegung Nathans, sondern erst durch die bewegten Worte der Zustimmung, mit denen Saladin die *Wirkung* der Geschichte bezeugt. Am Ende steht für ihn nicht nur eine *neue Sicht der Religionen*, sondern auch die *Selbstbescheidung* auf die Begrenztheit der eigenen Erkenntnis und vor allem das Bedürfnis, Nathans *Freundschaft* zu gewinnen. Wenn man die Ringparabel nur (im Anschluss an den Kommentar Nathans) auf eine weltanschauliche Aussage hin reduzieren wollte, würde man nicht wahrnehmen, dass sie ihre volle Bedeutung erst durch dieses Geschehen gewinnt. Nicht als Theorie schon ist sie bewährt und tragfähig, sondern erst als Stück *erlebter menschlicher Beziehung*.

Die Strukturskizze kann vereinfacht zeigen, wie die Erzählung Nathans in eine umgreifendere Kommunikation eingelassen ist; wie Saladin seine Zustimmung zunächst noch unterdrückt; wie seine Einwände die kommentierende Erläuterung hervorrufen; wie erst gegen Ende das Einverständnis frei durchbricht und dann auch das zwischenmenschliche Verhältnis verändert:

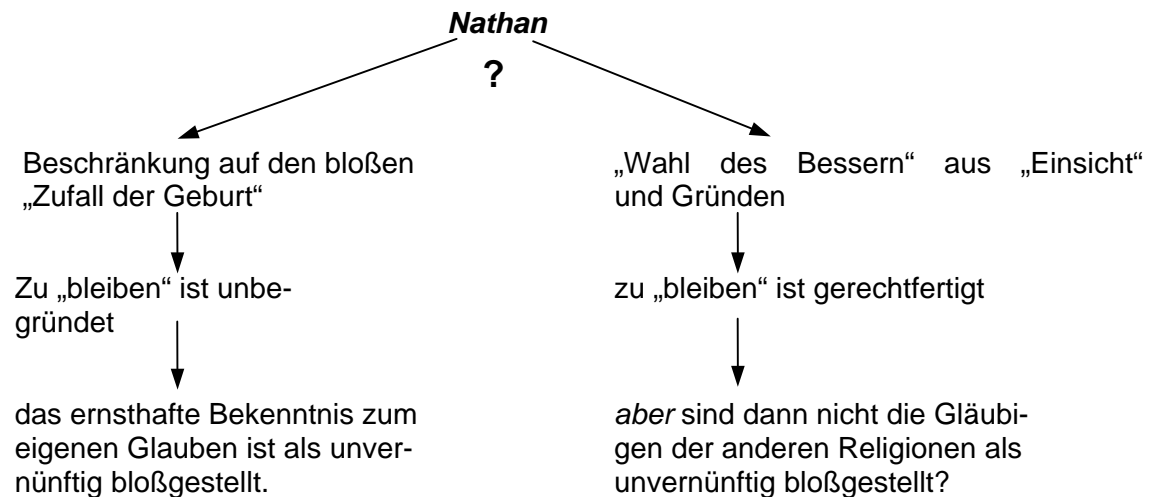


3.3 Die Struktur des Problems

Saladin versucht (III 5), Nathan in ein Dilemma zu bringen, indem er ihn nach den „Gründen“ für sein gläubiges Jude-Sein befragt. Einerseits spielt bei der Religionszugehörigkeit offensichtlich „*der Zufall der Geburt*“ eine fundamentale Rolle; denn durch ihn fand sich jeder von beiden bereits in eine Glaubensgemeinschaft hineingenommen, bevor er überhaupt in der Lage war, sich zu entscheiden. Doch diese äußere Zuschreibung eines Glaubens liegt noch aller persönlichen Verantwortbarkeit voraus und kann dem nie hinreichen, der sich mit Überzeugung zu seiner Religion bekennen will und dabei die Verschiedenheit der miteinander konkurrierenden Religionen nicht für bedeutungslos hält. Es wäre also um Nathans Glauben wie um seine Weisheit schlecht bestellt, wenn er auf die Frage Saladins nicht mehr zu sagen wüsste, als dass er als Jude geboren worden sei und dort, wo ihn der Zufall nun einmal „hineingeworfen“ habe, auch „bleiben“ wolle. Diese Antwort würde die Ernsthaftigkeit und die Glaubwürdigkeit seines Bekenntnisses vernichten. Statt auf Wahrheit könnte er sich nur noch auf Gewohnheit beziehen.

Wollte er aber andererseits seinen Glauben auf die „Wahl des Besseren“ gründen, müsste er damit zugleich den Sultan verletzen, dem er indirekt die Fähigkeit abspräche, das erkennbar Bessere einzusehen. Nathan wäre mit dieser alternativen Antwort wenigstens dem Vorwurf arroganter Überheblichkeit ausgesetzt.

Doch Saladin hat die Struktur des von ihm ausgeheckten Dilemmas noch nicht selbst an allen Ecken offengelegt; es bleibt Nathan eine Stelle übrig, an der er die (unausgesprochene) Konsequenz nicht mitvollziehen muss, wenn ihm eine andere Lösung einfällt:



3.4 Die Metaphorik der Ringe

Nathan gewinnt die Zustimmung zu seiner Einschätzung der Religionen gerade dadurch, dass er seine Argumentation erzählerisch auslagert und von anderem als den Religionen spricht. Aber er muss dabei hinreichend Grund legen für die spätere Rückkehr zur strittigen Sache.

Basis des Transfers sind nicht eigentlich die Ringe selbst, sondern die Affären um sie. Es sind zwei: Im Mittelpunkt der ersten steht der *Vater*, der zu dem einen echten Ring insgeheim Replikate herstellen lässt; in der zweiten ist der *Richter* die zentrale Gestalt, der über den Streit der drei Söhne befinden soll.

Darüber hinaus hat der Fall aber noch eine weitreichende *Vor- und Nachgeschichte*; die Ringe sind Elemente einer langen *Tradition*:

„Aus lieber Hand“ → „ein Mann in Osten“ → „dem geliebten Sohn“ → ... → „ein Vater“
 ... → „drei Söhne“ → ... → „Kindes-Kindeskindern“

Wer durch diesen Aspekt der Geschichte hindurch auf *die Religionen* schaut, muss sie in ihrer fast grenzenlosen Erstreckung erkennen: von der Vergangenheit „Vor grauen Tagen“ bis zur Zukunft „über tausend Jahre“.

Alle, die diese Parabel vernehmen – von Saladin bis zu uns –, müssten sich zunächst in die Situation der drei Söhne versetzt sehen, die die Ringe / Religionen nicht zu unter-

scheiden wissen. Erstaunlicherweise nimmt sich der Erzähler Nathan scheinbar davon aus, denn er wählt eine fast grenzenlose geschichtliche Perspektive. Wenn man dies nicht als eine weltanschauliche Anmaßung ansehen will¹², muss man die Parabel als ein erzählerisches Angebot verstehen; Hört her und er wägt, ob auch ihr das Verhältnis zueinander so am besten begreifen könnt!

Ein weiteres wichtiges Moment spielt vom Beginn der Erzählung Nathans an eine entscheidende Rolle: Der erste (zunächst allein echte) Ring hat zwar eine „geheime Kraft“ – „vor Gott und Menschen angenehm zu machen“ –; aber diese steht unter einer *psychischen Bedingung*: dass der Ring auch „in dieser Zuversicht“ getragen werde. (Darin gerade weicht die Ringparabel von der Erzählung aus Boccaccios „Decamerone“ ab, die Lessing als Vorlage diente). Die „Wunderkraft“ ist nicht am Gegenstand festzumachen, sondern an der subjektiven Aneignung des Gegenstandes: nicht, dass man den Ring hat, sondern dass man ihn für etwas hält, zeitigt die Wirkung. Die Frage der Echtheit ist damit von vornherein relativiert, schon lange bevor die ununterscheidbaren Nachbildungen des eine Rings Irritierung schaffen.

Auf die *Religionen* bezogen, heißt dies: Ihr Wert besteht in ihren Wirkungen, aber ihre Wirkungen lassen sich nicht einfach von ihrer Gegebenheit her ableiten (wie authentisch diese auch immer sein mag); entscheidend sind vielmehr die Erwartungen, die sich an sie knüpfen. Religionen sind immer für *Bewährungen* (oder Entwertungen) offen; es kann für sie deshalb keine übergeschichtlich allgemeine Beurteilung geben.

So war es für den Vater auch kein Betrug, wenn er jedem seiner Söhne einen Ring vererbte. Jeder darf behaupten, der Vater „könne gegen ihn / Nicht falsch gewesen sein“. Freilich bleibt dabei unerläutert, warum der Vater seine Söhne nicht rechtzeitig über die wahren Verhältnisse aufgeklärt hat, die Taktik seiner Erbschaft „geheim“ hielt. Als einzige Erklärung legt die Erzählung nahe, dass er sich wieder durch seine „fromme Schwachheit“ habe leiten lassen, in der er zuvor schon wechselnd einmal dem einen, dann dem anderen seiner Söhne den Ring versprochen hatte.

Hie ist der *Allegorisierung* der Ringparabel eine deutliche Grenze gesetzt: Wer in dem Vater Gott identifizieren wollte, der den Menschen verschiedene Religionen zukommen lässt, hätte es schwer, diesen Charakterzug gutmütiger Unsicherheit zu übertragen. Der Versuch des Vaters, auf seine Weise künftigen Streit zu vermeiden, ist überdies recht kurzsichtig, denn die Konsequenz seines vermeintlichen Auswegs ist faktisch eine noch größere Zwietracht („jeder will der Fürst / Des Hauses sein“). Damit ist die Auslegung ge-

¹² So *Glogner* (s. Anm. 10)

warn: Sie könnte die Erzählung missverstehen, wenn sie jedes ihrer Elemente theologisch deuten möchte.

Dementsprechend wäre es auch verfehlt, wollte man aus dem Tatbestand, dass nur zwei Replikate des ursprünglichen Ringes angefertigt wurden, schließen, dass unter den rivalisierenden Religionen eine noch die originale und authentische sei. Entscheidend ist vielmehr allein, dass die Ringe allesamt ununterscheidbar sind und der Richter deshalb im Streitverfahren unterstellen kann, es wären „alle drei nicht echt“: „Der echte Ring: Vermutlich ging verloren.“ Aber auch diese Annahme lässt sich nicht in eine religionsgeschichtliche Aussage übersetzen.

Als *entscheidendes Element des Transfers* bietet sich schließlich die Opposition von eifersüchtigem Streit einerseits und versöhnlichem Wettbewerb andererseits an:

„ ... jeder will der Fürst

Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt.“

„Es strebe von euch jeder um die Wette

Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! ... mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott.“

Aber selbst an dieser Stelle bleibt die Ringparabel gegenüber einer *konsequent allegorischen Auslegung* sperrig: Unmittelbar bevor der Richter zu einer „Von Vorurteilen freien Liebe“ auffordert, stellt er den Streitenden noch anheim; „So glaube jeder sicher seinen Ring / Den echten.“ Mag diese Ermunterung für die Brüder angesichts ihres vererbten Familienkleinods noch einen naheliegenden Sinn haben, im Zusammenhang der religiösen Aufklärung wäre dies eine zwiespältige Empfehlung: Zum einen würde sie immer noch eine abschätzende Haltung gegenüber dem Fremdglauben fördern; zum anderen wäre sie für denjenigen, der die Lehre der Parabel begriffen hat, kaum noch ernsthaft nachvollziehbar. Die Erzählung Nathans ist demnach offensichtlich nicht als eine stimmige Allegorie zu begreifen; der Leser muss selbst noch ausprobieren, wie weit er sie als „Bildspender“ für sein Verständnis der Religionen auswerten kann. Sie „ist nicht eindeutig, sondern birgt unter der Oberfläche ihrer optimistischen Maxime – Vertagt euch Kinder! – einen wahren Knäuel von Widersprüchen und Paradoxien“.¹³

3.5 Die spannungsvolle Lösung des Problems

Nathan wählt zur Beurteilung der Vielzahl von Religionen *drei Ansätze*, die ihm jeweils für sich allein nicht genügen, zueinander aber in einer gewissen Unausgeglichenheit stehen:

¹³ Heinz Politzer, Lessings Parabel von den drei Ringen, in: Gerhard und Sibylle Bauer (Hg.), Gotthold Ephraim Lessing, Darmstadt 1968, 343–361, hier 347.

Erstens hält er am „Zufall der Geburt“ fest, sieht sich durch ihn aber in eine geistige Verbundenheit mit den Vorfahren hineingestellt und unabdingbar „auf Treu' und Glauben“ verwiesen. Die Geschichtlichkeit des eigenen Standortes wird also nicht verleugnet.

Zweitens ist jeder Religion jederzeit die *Bewährung im wohlgefälligen Handeln* aufgetragen. Nur so kann sie sich auch unabhängig von dem besonderen Offenbarungsanspruch ihrer Tradition als legitim und glaubwürdig ausweisen. Ihre Wahrheit ist nicht in theoretisch-dogmatischer Argumentation zu begründen, sondern allein durch die Anerkennung ihrer Praxis.

Drittens aber belässt Lessing auch noch *die eschatologische Perspektive*. Die gegenwärtige Bewährung erübrigt nicht das weit entfernte Gerichtsurteil, das von einer größeren Weisheit erfüllt sein soll, als sie ein jetziger Richter aufbringen kann. Die Ringparabel löst demnach den Wahrheitsanspruch der Religionen keineswegs einfach durch eine vordergründig moralisierende Betrachtung auf: Was jetzt über die Religionen ausgemacht werden kann, braucht nicht das letzte Wort zu sein, aber es muss uns in unserer Vorläufigkeit genügen.

4. Orte der argumentativen Verwendung

Wie die biblischen Gleichnisse lässt sich die Ringparabel nicht einfach nach einem statischen Verhältnis von „Bildhälfte“ und „Sachhälfte“ begreifen; denn die angezielte „Sache“ ist nicht ein für allemal ausgemacht, sondern von der Perspektive, von den Bezugspunkten abhängig, die der Hörer (oder Leser) realisiert.

Eine erste Verwendungssituation ist für die Ringparabel schon im dramatischen Zusammenhang des Schauspiels festgelegt: sie ist ein taktisches Instrument Nathans gegenüber Saladin auf dem Hintergrund der *Kreuzzugszeit* mit ihren aggressiven religiösen Auseinandersetzungen. Was Nathan erzählt, hat nicht unbedingt schon eine Überzeugungskraft an sich, sondern gewinnt sie vor allem angesichts der gegebenen Konfrontationen.

Aber die Ringparabel wird darüber hinaus von Lessing dem *Publikum seiner Zeit* zuge-dacht. Der besondere Anlass und polemische Bezugspunkt ist der *Streit Lessings mit dem Hauptpastor Goeze* um die Veröffentlichung einiger Manuskripte des Hamburger Orientalisten Hermann Samuel Reimarus, der die Vorstellung des Deismus mit Kritik an der biblischen Tradition, insbesondere der Bibel, verband. Aber außerhalb steht die Ringparabel – als Dokument der Aufklärung überhaupt – an dem umfassenderen geschichtlichen Ort, an dem sich einerseits die regionale und konfessionelle Partikularisierung des Christentums immer noch öffentlich behauptet, andererseits seine Überzeugungskraft unter diesen ge-

sellschaftlichen Bedingungen kräftig gemindert ist. Die Orthodoxie – welcher konfessionellen Herkunft auch immer – sieht sich in die Verteidigungssituation gedrängt; sie verliert dabei jede Möglichkeit, den Anspruch auf universale Geltung, der dem christlichen Glauben an sich zu eigen ist, durchzusetzen. Dieser Anspruch geht jetzt an die von der Aufklärung proklamierte Vernunft über, die die Grundlage einer allen gemeinsamen Religion sein soll. In dieser Opposition von orthodoxem Christentum und undogmatischer Gottverbundenheit ist die argumentative Tendenz der Ringparabel leicht auszumachen.

Schließlich gibt es dann aber auch die *spätere Aufnahme der Ringparabel* bis in unsere Tage. Teilweise erfolgt diese noch im Bewusstsein der Aufklärung, teilweise können sich aber auch die Rezeptionsbedingungen, die anstehenden Fragen und Entscheidungen, spürbar geändert haben: Der Vertrauensvorschuss gegenüber der Instanz „Vernunft“ kann kräftig gemindert sein, weil sie spürbar an Integrationskraft eingebüßt hat; die Selbstverständlichkeit der Beziehung auf Gott kann geschwunden sein; die immer noch partikularen Religionen und Konfessionen können ihr Nebeneinander anders als in exklusiver Selbstbehauptung und streitbarer Rivalität definiert haben.

Dann legt sich freilich nahe zu fragen: Ist die Brauchbarkeit der Ringparabel ohne weiteres dieselbe in polemisch gespannter Situation wie in gelassen theoretischer Beschäftigung mit der Vielfalt der Religionen? Ist sie noch gleichermaßen argumentativ verwendbar, wenn einige gewichtige Elemente ihrer Überzeugungsbasis nicht mehr allgemein und selbstverständlich angenommen werden? Worauf sollen wir heute den Transfer beziehen, wenn wir es in unserer Gesellschaft mit ganz anderen Konkurrenzen zu tun haben als denen der drei großen monotheistischen Religionen und der christlichen Konfession? Die Konsequenz der Ringparabel muss nicht jederzeit so offen zutage liegen wie für Saladin und für die Zeitgenossen Lessings unter ihren jeweiligen Bedingungen.

5. Ambivalente Aufklärung

Es beeinträchtigt die geistesgeschichtliche Bedeutung von Lessings „Nathan dem Weisen“ nicht, wenn man auch auf die Grenzen verweist, die sich aus geschichtlichem Abstand für seine Überzeugungskraft ergeben:

1. Für Nathan ist das rechte Handeln das hinreichende *Kriterium des Wahrheitsanspruchs* der Religionen. Als die Elemente eines selbst nicht mehr problematisierten Maßstabs können „Sanftmut“, „herzliche Verträglichkeit“, „Wohltun“ und „innigste Ergebenheit in Gott“ aufgezählt werden. Dem Pochen auf *Orthodoxie* wird die Forderung der *Orthopraxie* gegenübergestellt. Auf diesem Weg scheinen die Eindeutigkeit und Einhelligkeit wiedergewonnen werden zu können, die den religiösen Bekenntnissen verloren gingen. Aber

diese Unbefangenheit in der Klärung des Verhältnisses von Theorie und Praxis ist heute nicht mehr gleichermaßen nachzuvollziehen. Auch die Normen des rechten Handelns sind problematisiert. Die Spannungen des gesellschaftlichen Pluralismus, der konkurrierenden Erwartungen und Forderungen, haben vor ihnen nicht haltgemacht.

Wohl mag es noch vielfältig Gelegenheiten geben, bei denen die schlichten Vokabeln der Ringparabel hinreichend anzeigen, was gut und was schlecht ist; dennoch genügen sie nicht, um unsere Gesellschaft insgesamt zu einem einheitlichen Wertbewusstsein und Handeln anzuleiten. Ebenso erweist sich die aufklärerische Berufung auf die „*Vernunft*“ vielfach als eine sogenannte „Leerformel“. Sie so zu erfüllen, dass sie eine konkrete Konsensbasis darstellt, bleibt eine noch ungelöste Aufgabe. Demgegenüber wirkt das Drama Lessings mit „dem märchenhaft-utopisch heilen Bühnengeschehen“¹⁴ wie ein frommer Traum – zu schön, um wahr zu sein.

2. Auch die gewiss respektable Forderung der *Toleranz*¹⁵ ist, wenn sie von dem ihr ursprünglich eigenen polemischen Hintergrund abgelöst wird, der ambivalenten Bewertung nicht entzogen:

Zum einen kann Toleranz als sittliche Grundhaltung nur dann einleuchten, wenn dafür schon die psychischen und sozialen Bedingungen wenigstens teilweise realisiert sind. Pointiert könnte man sagen: Zur Toleranz kann man erst einleuchtend aufrufen, wenn man schon zur Toleranz geneigte Hörer hat. Dies ist die Schwierigkeit jeden Lehrtheaters, dass es, um wirksam zu sein, schon in gewissem Maß die Aufgeschlossenheit vorfinden muss, die sie gerade bewirken will. Unsere Welt lässt sich aber leider nicht nach dem schlichten Modell eines Gesprächs zwischen Nathan und Saladin begreifen; denn in diesem ist von vornherein schon ein kräftiges Stück humaner Kultur realisiert. Anderswo treffen wir aber vielfach auf Situationen, die bis zur Lebensbedrohung mit aggressiven Konfrontationen gefüllt sind und bei denen es äußerst fragwürdig werden kann, Toleranz als sittlichen Wert anzugeben.

Zum anderen steht die Haltung der Toleranz aber immer auch in der Gefahr, gegenüber dem Tolerierten zur *Interesselosigkeit* zu verfallen. Wo Herausforderung und Widerspruch schwinden, tritt leicht die harmlose Versöhnung an ihre Stelle, die letztlich den anderen nicht mehr ernst zu nehmen braucht, weil er einem ohnehin nicht mehr zu sagen hat, als man selbst bereits weiß –vielleicht sogar weniger. Dies ist sicher nicht die Toleranz, die

¹⁴ Vgl. Arno Schilson, *Geschichte im Horizont der Vorsehung*. Gotthold Ephraim Lessings Beitrag zu einer Theologie der Geschichte, Mainz 1974, 252. Über den hier angesprochenen Aspekt hinaus ist eine weitere, kleinere Schrift Schilsons beachtenswert: *Lessings Christentum*, Göttingen 1980.

¹⁵ Vgl. Harald Schultze, *Lessings Toleranzbegriff. Eine theologische Studie*, Göttingen 1969.

Lessing vorstellt; denn in der Situation Nathans geht es gerade auch um Überzeugungslust, Lernfähigkeit und Bereitschaft zur Selbstkorrektur. Dennoch verleitet die geforderte Verträglichkeit leicht dazu, alles Fremde und Kontroverse zugleich für relativ belanglos und für nicht der Auseinandersetzung wert zu halten.

Diese Gefahr lässt sich im Kontext der Ringparabel gerade daran zeigen, wie Nathan sich gegenüber den Möglichkeiten abgrenzt, die für ihn von vornherein nicht in Frage kommen. Seine bestimmte Aussage: „So ganz / Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht“ (III 6) ist in ihren denkbaren Auswirkungen sehr bedenklich. Sie nähert sich auffällig der abschätzigen Bemerkung Sittahs, der Schwester Saladins, die argwöhnt, dass Nathan vielleicht doch „bloß / Ein Jude, wie ein Jude“ sei (III 4). In dem Wort „Stockjude“ wird die Gefahr des aufgeklärten Bewusstseins, in eine religiös-kulturelle Arroganz zu geraten, massiv greifbar. Da für Nathan außerdem – wie es nicht anders zu erwarten ist – zugleich feststeht: „und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder“, ist seine eigene Position damit von vornherein eindeutig umschrieben. Wie steht es dann aber – so kann man über die dramatische Situation dieses Spiels hinaus fragen – mit der Flexibilität der Toleranz, wenn im Grunde alle übrigen Positionen außer der eigenen nicht mehr ernsthaft in Frage kommen?

3. Die Ringparabel verweist alle *Wahrheitsansprüche*, mit denen sich die partikularen Religionen voneinander abheben, in die Schranken ihrer begrenzten Anerkennung („So glaube jeder sicher seinen Ring / Den Echten“); damit werden die Besonderheiten aber mehr oder minder zu traditionell-folkloristischen Elementen. In ihnen kann nie die Wahrheit der Religionen liegen. Das *Unterschiedliche* müsste immer zugleich das Zufällige und weniger Belangvolle sein, das *Gemeinsame* wäre das Wesentliche. Nur scheinbar steht dies im Widerspruch zur Aussage Nathans, dass jeder die ihm geschichtlich überkommene eigene Religion in „Treu und Glauben“ annehmen müsse. Dies gerade ist nämlich wieder eine allen gemeinsame Voraussetzung. Somit kann sich in Nathans Ringparabel die populäre Sicht bestätigt sehen, dass die verschiedenen Religionen „im Grunde alle dasselbe wollen“, „letztlich alle dasselbe erreichen“. Demgegenüber bleibt aber die Frage, ob wir die Geschichtlichkeit unserer Existenz hinreichend ernst nehmen, wenn wir sie derart auf eine die Unterschiede relativierende „Tiefendimension“ reduzieren. Leben wir vielleicht nicht doch mehr aus unserer kulturellen „Oberfläche“, so dass wir auch ihr ernsthaftere Aufmerksamkeit widmen sollten? Wir können jedenfalls nicht ohne weiteres von vornherein ausschließen, dass gerade hier Entscheidendes auf dem Spiel steht.

Nicht übersehen werden kann, dass Lessing im Nathan die drei geschichtlich verwandten *Hochreligionen Judentum, Christentum und Islam* aufeinander verweist und miteinander versöhnt. Damit ist bereits die unbefangene Verwendbarkeit des Modells beträchtlich eingeschränkt: Es werden in diesem Ansatz z.B. weder archaische Kulturen noch ungeschichtliche Weisheitslehren noch apersonale Erlösungswege berücksichtigt. „Dass die Religionen, die in der Ringparabel überhaupt verglichen werden, Offenbarungsreligionen sind, die sich auf Geschichte gründen und somit zunächst auf Treu und Glauben an die vermittelnden Traditionen angenommen werden müssen, hat Konsequenzen für die Interpretation der ‘Ringparabel’, die oft nicht genug berücksichtigt werden.“¹⁶

Schließlich liegt es Lessing völlig fern, vielleicht gar eine *atheistische Weltinterpretation* gleichrangig neben die drei genannten Religionen zu stellen und in einer gemeinsamen fundamentalen Wertorientierung verwurzelt sein zu lassen. „Der zeitgenössische Atheismus stellt für Lessing noch keine ernsthafte neue Möglichkeit oder Alternative menschlichen Selbstverständnisses dar. Die Religionskritik des damaligen Atheismus ist für ihn schon auf dem Boden der Vernunft widerlegbar.“¹⁷ Sicher ist damit eine spätere Erweiterung der versöhnlichen Gesprächsrunde nicht grundsätzlich ausgeschlossen, aber auch nicht nahegelegt. Wir können von Lessings Ringparabel her nicht Antworten beziehen, die sie uns nicht gibt. Sie ist vielmehr ein treffliches Beispiel dafür, wie Lessing „*Denkmodelle*“ entwickelt, „die Plausibles und Verbindliches für die sie seiner Zeit ungelösten Spannungen zwischen Christentum und der Moderne entfalten sollen. Denkmodelle beanspruchen keine Totallösung – weder im Sinne der Metaphysik noch im Sinne der Geschichtsphilosophie –, sie sind Lösungsversuche für bestimmte geschichtliche Situationen. Sie beanspruchen keine Plausibilität und Verbindlichkeit für alle Menschen in jeder beliebigen Zeit und an jedem beliebigen Ort, sie formulieren vielmehr Einsichten, von denen man erwarten kann, dass sie für Menschen in einer bestimmten Situation glaubwürdig und zumindest diskutabel sind.“¹⁸ Unter solcher Sicht und nicht als sakrosanktes Bildungsgut verdient die Ringparabel Aufmerksamkeit.

¹⁶ Willi Oelmlücker, *Die unbefriedigte Aufklärung*, Frankfurt a. M. 1979 (1969), 296 Anm. 47.

¹⁷ Ebd. 41.

¹⁸ Ebd. 101 f.